Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 47 — **Marburg i. H., den 21. November** — **1901**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag: Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile; Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Unsre Toten — Lutherworte — Bundestage in Breslau. Schluß — Die Aufgaben der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte — Björnson und Ibsen — Selbstanzeigen: Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten (Lülmann); Charlotte von Schiller (Mosapp); Prostitution des Geistes, Zwischen Altem und Neuem (Christaller); — Verschiedenes: In Sachen der Lutherischen Konferenz in Lund; Zum Insterburger Duell; Zum Burenkriege; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Unsre Toten

Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Röm. 14, 8.

Zu den tiefsten Schmerzen, die das Leben uns anthut, gehört der Schmerz an den Sterbebetten, der Schmerz, den wir von da mit hinwegnehmen. Man redet viel davon, daß die Zeit eine heilende Kraft habe. Gewiß, das Leidenschaftliche, Nervenerregende, Laute des Schmerzes dämpft die Zeit. Gewiß, der Schmerz tritt im Laufe der Monate und Jahre mehr abseits, aus dem Mittelpunkt unsres Empfindungslebens in die Peripherie, vorausgesetzt, daß das Leben sonst noch auf uns rechnet. Aber der Schmerz selbst bleibt. Er geht mit uns durch gute und böse Tage, und in stillen Stunden, wo wir uns selbst gehören, tritt er hervor, wie ein Freund, der sich zwar scheut, uns bei der Arbeit zu stören, der sich aber das Recht nicht nehmen läßt, in unsren Mußestunden zu uns zu treten und uns ins Auge zu schauen, auch ohne daß wir ihn rufen. Und was er uns da zu sagen hat, ist fast immer dasselbe. Aber wir werden nicht müde es zu hören: er redet uns von vieler starker Liebe, von Selbstverleugnung und von Treue, die für uns jedes Opfer gebracht hat und gern größere gebracht hätte, wenns möglich oder nötig gewesen wäre; von einem unerschütterlichen Vertrauen, das sich als selbstverständlich gab und dadurch so beschämend und so stärkend zugleich war. Wohl uns, wenn unser stiller Freund nicht von viel Ernsterem noch zu sagen hat, von Undank und Schuld auf unsrer Seite. Und wenn er von jenen großen Dingen sagen muß: Es ist vorbei; das alles war; das kehrt dir so nie wieder — so setzt er das Dir nicht hinzu, wenn er von den bösen Dingen redet, von Undank und Schuld.

Ja, das alles ist vorbei! Wir glaubtens ja längst zu wissen, daß wir in einer Welt der Vergänglichkeit leben. Aber was das heißt, weiß nur der, der heute teurer Toten gedenkt. Mit ihnen sind auch wir selbst mit gestorben. Ein ganzes großes Stück unsres Lebens, das sie uns vergegenwärtigten, sinkt vor uns mit ihnen ins Grab, und wir stehen dabei in der Empfindung, als wären wir in Stunden um Jahrzehnte älter geworden. Und Vieles, was uns sonst sehr lebenskräftig und lebenswert erschien, welkt plötzlich, als wäre ein Frost darüber gefahren. Es stirbt Vieles in uns mit.

Vieles, aber nicht Alles. Im Gegenteil. Vieles lebt stark, kräftig, energisch auf. Ich meine, der Glaube und die Ewigkeitshoffnung. Denn der Tod ist ein fürchterliches Ding. Welche Unbarmherzigkeit! Welche Unerbittlichkeit! Welche Gewalt der Vernichtung! Ein einziger letzter Atemzug, Pulsschlag, und Alles ist vorüber. Wenn wir da nicht Christum hätten mit seinem Wort: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe!" Mitten im Gefühl aller Ohnmacht, umklammert von der Macht der Vergänglichkeit, bleibt er der einzige Bürge des Ewigen, daß wir den Mut eines Dennoch! gewinnen. Und dieser Mut wird um so lebendiger sich erheben, „wenn sie des Herrn waren lebend" und „des Herrn waren sterbend," die nun zu unsren Toten zählen.

Es ist ein unverlierbarer Besitz, wenn uns aus dem Leben, das nun abgeschlossen ist, hinter das der Tod den Punkt gesetzt, das er von uns ein gut Stück abgerückt hat, ein einziges großes Bekenntnis entgegenleuchtet: „dem Herrn" — ihm gehörend im Glauben, im Dienst am Guten, Gerechten, Heiligen, Ernsten. Sie reden mächtig, herzandringend, überwindend zu uns von der Welt, die da bleibt, und der zu leben es sich einzig lohnt, unsre frommen und guten Toten. Sie rufen zu neuem Leben in Pflicht und Treue, in Glaube und Selbstverleugnung auf. Wir wollen ihren Ruf hören!

So sterben wir mit unsren Toten dem Herrn. So lehren sie uns ihm leben.

Drews

Lutherworte

Viele sind, die gern Lazarum hätten gefragt, was er doch gemacht, gedacht, gefühlt und gesehen hätte, da er vier Tage im Grabe lag, Johann. 11 .... Ich aber will hie lassen Lazarum und andre Toten fahren und bei der Schrift bleiben, die da sagt: sie schlafen. Denn mich dünkt, daß solcher Schlaf habe sie so gar innen, daß sie Nichts fühlen noch sehen, viel weniger denn man im natürlichen Schlafe fühlt, und wenn sie auferweckt werden, geschehe ihnen, daß sie nicht wissen, wo sie gewest sind. Der Prophet Jona ausgelegt. 1526

* * *

Weil nun vor Gottes Angesicht keine Rechnung der Zeit ist, so müssen tausend Jahre vor ihm sein, als wäre es Ein Tag. Darum ist ihm der erste Mensch, Adam, ebenso nahe, als der zum letzten wird geboren werden vorm jüngsten Tag. Denn Gott siehet nicht die Zeit nach der Länge, sondern nach der Quer. Als wenn du einen langen Baum, der vor dir liegt, über Quer ansiehest, so kannst du beide Ecken zugleich ins Gesicht fassen. Das kannst du nicht thun, wenn du ihn nach der Länge ansiehest. Wir können durch unsre Vernunft die Zeit nicht anders ansehen denn nach der Läng, müssen

anfahen zu zählen von Adam ein Jahr nach dem andern bis auf den jüngsten Tag. Für Gott aber ist es alles auf Einem Haufen. Was vor uns lang ist, ist vor ihm kurz, und wiederum. Denn da ist kein Maß noch Zahl. So stirbt nun der Mensch, der Leib wird begraben und verweset, liegt in der Erden und weiß Nichts. Wenn aber der erste Mensch [Adam] am jüngsten Tag auffstehet, wird er meinen, er sei kaum eine Stunde da gelegen. Da wird er sich umsehen und gewahr werden, daß so viel Leut vor ihm geboren und nach ihm kommen sind, davon er Nichts gewußt hat.

Die andre Epistel St. Petri und eine St. Judas gepredigt und ausgelegt. 1524

Bundestage in Breslau

Zweite Hälfte

4. Begrüßung durch Professor D. Arnold

Wir beginnen heute mit dem schon in Aussicht gestellten Abdruck der Begrüßung des Bundes durch Professor Arnold:

Die hiesige evangelisch-theologische Fakultät rechnet es sich zur Freude, in der 14. Generalversammlung des Evangelischen Bundes die Kundgebung einer Geistesbewegung zu begrüßen, mit der sie sich auf demselben Grunde, an demselben Werke weiß, und die mit ihr ein Ziel verfolgt.

Wenn der Evangelische Bund ein entschiedenes Bekenntnis des evangelischen Glaubens ablegt, so steht er dabei mit der Fakultät auf demselben Grunde. Beide wollen festhalten am Evangelium. Darin besteht ja eben der Unterschied zwischen einer angeblich voraussetzungslosen allgemeinen Religionswissenschaft und der evangelischen Theologie, daß jedem Vertreter der letzteren ein persönliches Verständnis für die Botschaft der Gnade Gottes in Christo Jesu unerläßlich ist; unerläßlich, daß er sich nicht schäme der frohen Botschaft, die eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben. Solcher Glaube, wie ihn Christus selbst und die Apostel gepredigt haben, ist nicht Resultat, sondern Grund und Voraussetzung aller evangelisch theologischen Forschung und Lehre. Mit dem Professor der evangelischen Theologie D. Martin Luther zu reden: „daß das Herz keinen anderen Trost noch Zuversicht wisse, denn zu Gott, lasse sich auch nicht davon reißen, sondern darüber wage und hintansetze Alles, was auf Erden ist. Der Glaube fordert nicht Kundschaft, Wissenheit oder Sicherheit, sondern frei ergeben und fröhlich wagen auf Gottes unempfundene, unversuchte und unerkannte Güte.“ Diesen Glauben, der aus dem Worte Gottes kommt, sollten evangelische Theologie und evangelischer Bund als das Fundament von allem Wirken ansehen, ohne Etwas dazu oder davon zu thun.

Auf jenem eben geschilderten Grunde erwächst das fruchtbare Vertrauen zu dem Walten des weltregierenden Schöpfergottes, der Jesum zum Herrn gesetzt hat. Wohl folgert gerade aus dem Letzteren das Haupt der römischen Kirche für sich, als den Statthalter Christi, Herrschergewalt, Sieg und Triumph. Aber der evangelische Christ ist überzeugt, daß vielmehr der befreienden Macht des Evangeliums der Sieg gehört. Jede Menschenseele ist derartig geschaffen und auf Gottes Wort angelegt, daß unmittelbar jedem Einzelnen, der seine Gottesebenbildlichkeit von dem Erlöser wiederherstellen läßt, Gottes Wort klar und gewiß wird! So hat es der Züricher Reformator deutlich dargethan in seiner Schrift, die den gedankenreichen Titel führt „Von der Klarheit und Gewißheit des göttlichen Wortes.“ Auf diesem Wege können evangelische Fakultät und evangelischer Bund in ruhiger Festigkeit und freier Sicherheit ihr Werk treiben, ohne erwartungsvoll nach einer anderen Höhe zu schauen, als dem Himmel, oder ängstlich hinzuhorchen auf andere Stimmen, als die des guten Hirten, welcher der Kirche des Evangeliums zuruft: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.“

Dies große gemeinsame Ziel bedingt für den evangelischen Bund und die evangelische Fakultät ähnliche Aufgaben. Stiftungsmäßig liegt es der letzteren ob, „etwaigen verkehrten Richtungen und Einseitigkeiten der Zeit nach Kräften entgegenzuarbeiten.“ Darüber kann nicht die Frage sein, wo wir heute diese „etwaigen Einseitigkeiten“ zu suchen haben. Der tausendfach wiederholte Siegesruf der Ausschlag gebenden politischen Partei, ihre kirchliche Parole sei Trumpf, redet deutlich genug. Das Zünglein der Wage, welche im Zentrum sitzt, neigt sich immer nur nach einer Seite, und laut wird gerufen, die Richtung „Los von Rom“ sei gleich mit der „Los von Gott“. Gewiß, wir wollen nie vergessen, wie wichtig das Oekumenisch-Christliche ist, das die Kirche des Evangeliums mit frommen Katholiken gemeinsam besitzt. Ohne Zweifel ist es echt evangelisch und echt deutsch zugleich, das Gute und Edle im Gegner anzuerkennen. Aber hüten wir uns, nicht allzu gerecht zu sein. Jene denken gar oft nicht edel genug, zu sehn, wie schön dieser Fehler ist. Hüten wir uns noch mehr vor einem Indifferentismus, der das Herz lähmt, vor einem Opportunismus, der die Zunge bindet, endlich auch vor der Illusion, als bedürfe es nur einiger gut gemeinter Programme, um die romantische Verbrüderung aus den Tagen der heiligen Alliance wiederherzustellen. Die Schiffe sind verbrannt, die uns dorthin zurückführen könnten. Das helle Tageslicht einer realistischen Zeit duldet keine dämmernde Unbestimmtheit, vor dem gegenwärtig wehenden scharfen Luftzug zerflattert jedes goldnetzartige Gespinnst träumerischer Phantasie. Es ist vergeblich, durch Bereitwilligkeit der Anerkennung fremder Verdienste uns eine gleiche Behandlung sichern zu wollen. So lange Rom an die Stelle des allein selig machenden Evangeliums seine allein selig machende Kirche setzt, gilt für uns das Goethewort: „Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!“

Von dem Wetterwinkel der Südwest-Schweiz hat einst Calvin in das romanische Land hinein den Ruf erschallen lassen: „Schickt uns Holz, schickt uns Holz, daß wir Pfeile daraus schnitzen!“ Unsere Fakultät, im Winkel Südost-Deutschlands, mit dem Beruf „vom Standpunkt der Wissenschaft aus das Interesse der evangelischen Kirche nach Außen und Innen zu wahren“, wird in ruhiger Arbeit an der Hoffnung festhalten, was sie an Kräften ausbildet, werde von selbst sich ausbreiten und überall dem Evangelium dienen. Die heutige Versammlung, die mit uns auf demselben protestantischen Bekenntnis steht, wird nicht wünschen, durch ihre Arbeit einen unevangelischen und im Grunde auch undeutschen Chauvinismus zu fördern; sie wird aber mit uns in der treuen Wahrung und Stärkung des evangelischen Glaubens, der einen ökumenischen Beruf in sich trägt, die Hauptaufgabe sehen, welche unsre Zeit uns stellt.

Es gilt ein frei Geständnis
In dieser unsrer Zeit,
Ein offenes Bekenntnis
Bei allem Widerstreit;
Trotz aller Feinde Toben,
Trotz allem Heidentum
Zu preisen und zu loben
Das Evangelium.

5. Professor D. Mirbt über den Toleranzantrag

Das im Mittelpunkt der ganzen Tagung stehende Redestück war der bei der öffentlichen Hauptversammlung am 10. Oktober in der Bernhardinkirche gehaltene Vortrag des Professors der Kirchengeschichte an der Universität Marburg D. Carl Mirbt über den Toleranzantrag des Centrums (jetzt ebenfalls bei C. Braun, Leipzig, 60 Pfg.) Es gelang dem Redner, die zahlreiche Versammlung bis zum letzten Augenblick in unausgesetzter Spannung zu erhalten, und des verdienten Lobes war mit Recht außerordentlich viel. In der That ist die Situation in diesem Vortrag nicht minder überlegt und wohl belegt, als bestimmt, klar und geschickt dargelegt, so daß man sich der Hoffnung hingeben kann, es werde noch Manchem in unserem Vaterlande ein großes und helles Licht daran aufgehn.

Nachdem der Vortragende die 48. Generalversammlung deutscher Katholiken mit einem Seitenblick gestreift, beschränkte

er seinen Gegenstand auf die Bedeutung des Religionsantrags für die Stellung der römisch-katholischen Kirche in Deutschland.

Die Doktrin der alleinseligmachenden Kirche ist seit Bonifaz VIII. bis auf diesen Tag offizielle kirchliche Lehre und wird nie aufgegeben werden. Von diesem Standpunkte aus ist die Forderung der Gleichberechtigung der Konfessionen selbst Ketzerei. Nach dem römischen Katechismus werden alle nicht römischen Kirchen vom Geiste des Teufels getrieben. Trotzdem — das Centrum bringt den Toleranzantrag. Die Unterscheidung zwischen dogmatischer und bürgerlicher Toleranz kann da doch wenig helfen, abgesehen davon, daß sie selbst protestantischer Natur und von der Papstkirche grundsätzlich verworfen ist. Nach Satz 77 des Syllabus soll lediglich und mit Ausschluß aller übrigen Kulte die katholische Religion in Geltung stehen, und so besagen es auch die mit katholischen Staaten abgeschlossenen Konkordate. Für die entsprechende Praxis liefert die Geschichte des Protestantismus in Spanien, Italien, im Zillerthal und gerade zur Zeit in Oesterreich den durchschlagenden Beweis — Mirbt sagt: ein erdrückendes Material.

Danach also ist der Toleranzantrag des Centrums ein politischer Schachzug, der die Thatsache, daß der Toleranzgedanke bei den Protestanten eine Macht ist, geschickt ausbeutet. „Für die Dissonanz, daß es Vertreter derselben Kirche sind, die hier Toleranzreden halten, und an anderen Orten zu derselben Zeit die elementarste Religionsfreiheit versagen, fehlt die Empfindung."

Wird nun auch im Reichstag über Motive nicht abgestimmt, so ist die Bloßlegung der Motive doch in diesem Falle besonders wertvoll, um zu Erwägungen über das Maß von Vertrauen anzuregen, „das überhaupt dem politischen Katholizismus entgegenzubringen ist, zumal dann, wenn er unsere Sprache führt und unsre Ueberzeugungen zu vertreten scheint."

Der eingehende Bericht der Kommission ermöglicht Jedem, dem darum zu thun ist, den Einblick in die Debatten. Ihre Ergebnisse im ersten Teil des Berichts sind im Wesentlichen annehmbar. Von Interesse waren die Erörterungen über die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen. Gesetzliche Feststellungen erscheinen notwendig. Die Kommission in ihrer überwiegenden Mehrheit erkennt die Vereinbarung der Eltern an und läßt in Ermangelung einer solchen das bürgerliche Gesetzbuch entscheiden. Aber wann soll dem Kinde selbst die Entscheidung über sein religiöses Bekenntnis zustehen? Das Centrum wünschte das zwölfte Lebensjahr. Das der Aufhebung des Ediktes von Nantes vorausgehende französische Gesetz von 1681 hatte noch etwas centraler schon dem siebenjährigen Kinde die Befugnis zugesprochen. „Aber die jesuitischen Hintermänner des Toleranzantrags mochten einsehen, daß Deutschland nicht geneigt sein würde, seine Jugend einer Propaganda mit Zuckerdüten auszuliefern." Das von der Mehrheit angenommene vierzehnte Jahr hat wenigstens den Vorzug, dem in der Mehrzahl deutscher Staaten geltenden Rechte zu entsprechen.

„Daß der dritte Paragraph fast wörtlich mit dem preußischen Gesetze vom 15. Mai 1873 übereinstimmt, also mit einem Stück der Kulturkampfgesetzgebung aus der Zeit der ‚Diokletianischen' Christenverfolgung — ist eine gute Probe ultramontaner Elastizität!"

Soweit nun würde der Toleranzantrag wenig allarmierende Wirkung auszuüben im Stande sein; sie ist vielmehr von dem zweiten Teil: der „Religionsfreiheit der Religionsgemeinschaften," ausgegangen. Sollen die Prozessionen sich ins Ungemessene vermehren? die Fronleichnamsprozessionen, die die Absicht haben, die Widersacher zu bekehren oder zum Dahinschwinden zu bringen? Schließt die Abhängigkeit von einem auswärtigen Oberen, der eine politische Macht repräsentiert, und dessen Politik mit den Interessen Deutschlands nicht immer übereinstimmt, nicht politische Gefahren in sich? Kann das staatliche Placet zur Veröffentlichung kirchlicher Erlasse nicht doch unter Umständen sehr dienlich sein?

Vorschriften und Anordnungen einer anerkannten Religionsgemeinschaft sollen den Antragstellern zufolge keinerlei staatlicher Genehmigung, ja auch nur Kenntnis bedürfen. Aber der Begriff von Vorschriften, welche sich auf die Religionsübung beziehen, ist für die evangelische Kirche bestimmt abgrenzbar; in der römischen kann er auf alle Verhältnisse des bürgerlichen und staatlichen Lebens bezogen werden. An berühmten geschichtlichen Exempeln zeigte der Redner, was das zu bedeuten haben kann: der Papst setzt Fürsten ein und ab, erklärt Staatsgesetze für ungiltig und unverbindlich. Dann die Mischehen! „Noch vor wenig Monaten hielt aus der Stadt des heiligen Bonifatius ein Hirtenbrief seinen Ausgang, der die gemischten Ehen als ‚uneheliche Verbindungen' charakterisierte. — Wir protestieren dagegen, daß Ehen, die den Staatsgesetzen entsprechend abgeschlossen sind, mit dem Makel des unsittlichen Verhältnisses behaftet werden. Die Spitze dieses Urteils richtet sich hier nicht nur gegen die in gemischter Ehe lebenden Personen, sondern gegen den modernen Staat, der das Eherecht regelt. Eine Einrichtung des Staats wird öffentlich verunehrt."

Der Freiheitsdrang des Centrums richtet sich (§ 7) darauf, Religionsgemeinden oder geistliche Aemter, sofern staatliche Mittel nicht in Anspruch genommen werden, ohne staatliche Genehmigung errichten oder abändern zu dürfen, während doch fast allenthalben die Errichtung von Pfarreien an die Genehmigung der Staatsbehörden geknüpft ist. Soll dieser Paragraph den Nuntius nach Berlin führen? Jedenfalls würde durch diesen Paragraphen auf zwei wichtige Bedingungen verzichtet, auf deren Erfüllung bis jetzt alle Staaten Gewicht legen, nämlich die Staatszugehörigkeit und die wissenschaftliche Vorbildung. Was für extraordinäre seelsorgerliche Kräfte würden plötzlich erscheinen! Was würde hindern, in den Reichslanden nur Vollblut-Franzosen anzustellen oder Pfarrstellen im Osten mit Nationalpolen zu besetzen? § 8 würde die Friedhofsfrage wahrscheinlich in einer Weise entscheiden, die schwerlich dem konfessionellen Frieden dienen würde; und wenn § 9 und 10 Missionen und religiöse Genossenschaften der staatlichen oder kommunalen Genehmigung überheben sollen, so mag man sich leichtlich selbst sagen, welcher Gefährdung des Friedens damit Thür und Thor geöffnet würde. Die Krone des Antrags ist natürlich der Ordensparagraph; wie sehr auch die Zahl der Klöster und ihrer Insassen wächst (siehe die Zahlen bei Mirbt) — es reicht Alles nicht: die Jesuiten müssen herbei. „Sollte vielleicht die ganze Aktion überhaupt nur unternommen worden sein, um durch eine gewaltige Ausdehnung der Schlachtlinie die Aufmerksamkeit von diesem einen — den Antragstellern wichtigsten Punkt abzulenken?"

Zur Anerkennung gelangt, würden diese Forderungen in ihrem Zusammenhange das jetzt bestehende Verhältnis der römisch-katholischen Kirche zum Staat grundsätzlich verändern. Und es handelt sich darum, zwar die durch die Staatshoheit gewährleisteten Privilegien der römischen Kirche festzuhalten, aber jeder Aufsicht der Staatshoheit sich zu entziehen. Damit würde jede Möglichkeit, einer mißbräuchlichen Anwendung der Macht jener gewaltigen Korporation vorzubeugen, dem Staate genommen, und daher ist eine grundsätzliche Ablehnung dieses »Toleranz«antrags Pflicht. Dazu bedenke man die zur Zeit innerhalb der katholischen Kirche Deutschlands fast unumschränkte Macht des Ultramontanismus, der die verkörperte Intoleranz selber ist, die alsdann noch des näheren an neuesten Exempeln charakterisiert wurde.

Nur die Sozialdemokratie hat bei diesem Teil des Gesetzentwurfs dem Centrum sekundiert, wie Herr von Vollmar sprach, „in alter Treue". So wurde denn dieser Teil zurückgezogen. Aber ob das so bleiben wird? „Zur Information ist der Antrag jedenfalls für weite Kreise von Wert gewesen, denn er hat als der ins Deutsche übersetzte Syllabus die gewaltige Kluft enthüllt, die den modernen Ultramontanismus von der Mehrheit des deutschen Volkes scheidet."

Das sind nur kurze Andeutungen. Möge der treffliche Vortrag einen seiner Bedeutung entsprechenden ausgedehnten Leserkreis finden.

5

Wie die öffentliche Versammlung in der St. Bernhardin-

kirche die gedrungenste und gelungenste unter den Versammlungen des Bundes war, denen Berichterstatter bisher beiwohnen durfte, so auch der Tags zuvor abgehaltene Gottesdienst. Eingeleitet wurde er durch einen festlichen Akt in der köstlichen Maria Magdalenenkirche, wo am Grabe des Breslauer Reformators Johannes Heß der Pastor prim. Malz goldene Worte sprach, auf die der Vorsitzende Graf v. Wintzingerode in herzlicher Weise erwiderte. Alsdann zog die Versammlung im Festzuge, ein Musikkorps und Bannerträger an der Spitze, zu der nicht minder prächtigen Elisabethkirche, wo in dem Rahmen einer wohlbedachten Vesperliturgie der mit dem Schnee des Alters geschmückte Oberkonsistorialrat Max Reichard aus Posen eine ganz treffliche und wahrhaft erbauliche Predigt hielt über 2. Tim. 1, 7 f.

Und hatte der Prediger für diese schöne Stunde inmitten einer dichtgedrängten Gemeinde das richtige Weihewort gefunden, so wußte folgenden Tags bei Eröffnung der Hauptversammlung in St. Bernhardin auch Graf Wintzingerode durch tiefgehende Aussprache den Grund zu legen für alles Folgende. Jedes Eröffnungswort an den drei Versammlungsabenden, das „klare und warme“ des Generals Schuch (Görlitz), das kräftige und entschiedene, von der ultramontanen Presse alsbald begeiferte und entstellte des Justizrats Geisler — er soll sogar Luther als den einzigen Mittler der Protestanten bezeichnet haben! —, das in feiner Weise an 2. Kor. 4, 7 angeschlossene des Lic. Hoffmann, die Begrüßungen seitens der Brüdergemeinde (durch Direktor Kölbing), der Waldenser (durch Pastor Gai), der evangelischen Kirche Italiens (durch Pastor Contino), briefliche vom Vorstand der schlesischen Provinzialsynode, vom altkatholischen Bischof und vom Bischof A. B. Siebenbürgens, von der holländischen evangelischen Maatschappy — sie alle waren wohlthuend und herzerwärmend; aber das eigentliche Pronuntiamento war doch das Eröffnungswort des Grafen Wintzingerode, in dem er, der Mann vom rechten Adel deutscher Nation, schlicht den unveräußerlichen Glauben und sittlichen Grund eines Christenmenschen bezeugte, den Geist des Evangelischen Bundes bezeichnete, Verleumdungen, Verkennungen ruhig, ernst und vornehm abwies, den Finger auf einzelne wichtige Erscheinungen der Gegenwart legte, der Wehmut um den Heimgang hochgeschätzter Werk- oder Gesinnungsgenossen (Beyschlag, Brecht, Kraußold, v. Oettingen, Karl Alexander Großherzog von Sachsen-Weimar) Ausdruck gab.

Aus der — jetzt gedruckten — Rede meinen wir aus naheliegenden Gründen wenigstens eine Stelle herausheben zu sollen:

> Glauben Sie mir, daß bei den großen Schwierigkeiten, mit denen der österreichische Staat zu kämpfen hat, in dem Sieg des Evangeliums nicht die Zerstörung, sondern die Errettung Oesterreichs zu erblicken sein wird. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß dem so ist, und daß das Kaiserhaus in Oesterreich keine treueren Unterthanen haben wird, als die Evangelischen und diejenigen heutigen Katholiken, die noch evangelisch werden wollen. Ich schließe das aus der Grundlage, von der ich ausging. Die bewegenden Kräfte in Geschichte und Volksleben liegen auf ethischem Grunde, sie liegen im religiösen Denken und Handeln.

Dem eindrucksvollen Eröffnungswort der Hauptversammlung entsprach das mächtige prophetische Schluß-Wort des Superintendenten Meyer (Zwickau) beim Ausgange des letzten Abends. Die volle Wucht dieser großartigen rednerischen Leistung voll hohen Ernstes mit einer Beigabe geweihten Humors konnten allerdings nur die Hörer empfinden.

Von den Verhandlungen in geschlossener Versammlung haben wir zu schweigen. Doch rühmend mag hervorgehoben werden, wie in liebenswürdiger und wills Gott auch für die Zukunft wirksamer Mitarbeit der Posensche Generalsuperintendent Hesekiel sich an den Verhandlungen beteiligte. Der Vortrag von Pfarrer Fey (Cösseln) über: „Wie arbeiten wir für den Evangelischen Bund?“ wird gedruckt werden und möge dann dem Evangelischen Bunde weitere Frucht bringen.

Hermens

Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte

In Nr. 39 dieser Zeitung hat D. Rade meine unter vorstehendem Titel gehaltene Rektoratsrede besprochen, manchen wichtigen Punkten zugestimmt, aber „mit Bedauern wahrgenommen,“ daß ich die Errichtung besonderer Lehrstühle für die allgemeine Religionsgeschichte bei den theologischen Fakultäten ablehne.

Die Frage, ob solche Lehrstühle errichtet werden sollen, ist eine praktisch-organisatorische oder schultechnische; man kann daher zweifeln, ob sie für den Leserkreis dieser Zeitung hinreichendes Interesse bietet. Indessen da sie einmal hier aufgeworfen worden ist, so sei es mir gestattet, mich auch vor den Freunden der Christlichen Welt zu ihr zu äußern.

Zunächst muß ich ein Mißverständnis beseitigen. D. Rade schreibt: „Man erfährt beiläufig, daß die preußische Regierung nicht daran denkt, Lehrstühle für allgemeine Religionsgeschichte bei den theologischen Fakultäten zu errichten.“ Das klingt so, als hätte ich mich über die Absichten der Regierung auf Grund einer besonderen Information geäußert. Allein das ist nicht der Fall; ich habe lediglich den naheliegenden Einwurf eines Dritten vorweggenommen, man solle doch nicht über eine aussichtslose Sache streiten. Ueber das, was das preußische Unterrichtsministerium in dieser Frage will oder nicht will, bin ich nicht unterrichtet.

Sodann muß ich auf die Frontstellung meiner Rede aufmerksam machen, die Rade, sei es durch meine Schuld, nicht richtig verstanden hat. Sie richtet sich doch nicht gegen diejenigen, welche die wissenschaftliche Erforschung der christlichen Religion gegenüber den anderen Religionen absperren wollen — in der Wissenschaft haben wir es mit ihnen nicht zu thun —, sondern gegen die, welche die theologischen Fakultäten bereits aufgelöst haben (Holland), sowie gegen die, welche die zentrale Stellung der christlichen Religion verwischen oder den wissenschaftlichen Charakter der Theologie bemängeln, wenn diese nur das Christentum und nicht auch die anderen Religionen zu ihrem Objekt macht.

Nun wird es von Gewinn sein, wenn ich das Maß der Uebereinstimmung, welches zwischen Rade und mir in dieser Frage besteht, feststelle. Ich fasse es in drei Thesen zusammen, für die ich der Zustimmung meines Freundes sicher bin:

1. Die Erforschung und Darstellung der christlichen Religion soll aus sachlichen und aus praktischen Gründen die eigentliche Aufgabe der theologischen Fakultäten bleiben; diese sollen nicht in Fakultäten für allgemeine Religionsgeschichte verwandelt werden.

2. Die Geschichte der christlichen Religion kann nach Ursprung und Entwicklung nicht ausreichend verstanden werden, wenn man nicht jene Gruppe fremder Religionen berücksichtigt, die einen starken Einfluß auf sie ausgeübt und ihr wesentliche Momente zugeführt haben. Ihre Kenntnis ist aber auch deshalb unerläßlich, weil sich die Natur und der Spielraum zentraler religiöser Faktoren (Offenbarungsglaube, Bedeutung des Kultus, Propheten, Priester usw.) und Anschauungsformen nur durch eine Vergleichung sicher ermitteln und erkennen läßt.

3. Darüber hinaus ist nicht nur die Kenntnis anderer Religionen, sondern auch die der ganzen Religionsgeschichte — ideal genommen — ein notwendiges Erfordernis; daher ist jede solide Erweiterung des theologischen Arbeitsfeldes in dieser Richtung als Fortschritt zu begrüßen.

Ergiebt sich nun aus diesen Sätzen die Forderung, es müßten bei den theologischen Fakultäten Lehrstühle für allgemeine Religionsgeschichte errichtet werden? Ist der ein Reaktionär, der sie ablehnt? Wenn in einer solchen Frage die abstrakte Theorie oder die Träume wissenschaftlicher Konstruktöre entschieden, so mags sein. Aber wir haben es mit den wirklichen Verhältnissen zu thun.

Ich frage erstens: Wie steht es denn zur Zeit mit der „allgemeinen Religionsgeschichte“ und zweitens: „Was haben die theologischen Fakultäten, bez. unsre Studenten nötig?“

In Bezug auf die „allgemeine Religionsgeschichte“ hört man in Deutschland immer nur von einem Kolleg sprechen, welches Bedeutung erlangt habe, das des verewigten Roth, der in Tübingen Professor der indischen Philologie gewesen ist. Diese Vorlesung mag sehr anregend und sehr nützlich gewesen sein; aber wenn die evangelische Theologie seit dreißig Jahren Fortschritte in dem Studium fremder Religionen und in Bezug auf ihre Vergleichung mit der christlichen gemacht hat, so verdankt sie das — so weit meine Kenntnis reicht — nicht oder nur zum kleinsten Teil dem Einfluß jenes Kollegs. Weder zeichnen sich die württembergischen Theologen, die unter Roths Einfluß gestanden haben, durch besondere Energie in religionsgeschichtlicher Hinsicht aus, noch sind meines Wissens die Theologen, denen hier besondere Verdienste gebühren, von Roths Vorlesung beeinflußt worden. Andere Namen sind zu nennen, Namen von sehr verschiedenen Männern, die Spezialisten waren oder sind, aber aus ihren speziellen Studien heraus auf ganz bestimmte religions-geschichtliche Probleme geführt wurden und für diese Enthusiasmus und Eifer zu entzünden verstanden. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß z. B. Lagarde und Usener der religionsgeschichtlichen Forschung innerhalb der evangelischen Theologie einen sehr viel kräftigeren Anstoß gegeben haben als Roth, und daß der stille Einfluß, den Eichhorn auf die jüngeren Kirchenhistoriker ausübt, wirksamer ist als ein allgemeines religionsgeschichtliches Kolleg.

Und wie steht es mit den Handbüchern und der allgemeinen religionswissenschaftlichen Litteratur? Wir haben den Tiele und den Chantepie de la Saussaye, dazu sehr lehrreiche religionswissenschaftliche Zeitschriften. Wir freuen uns dieses Besitzes; aber glaube Niemand, daß der Eintritt in die Religionswissenschaft durch diese Kasernenhöfe führt. Nicht einmal Interesse vermag Jemand aus den Zusammenstellungen zu gewinnen, kaum das vorhandene zu stärken. Wem es gelingt, den Chantepie de la Saussaye durchzulesen, dem widme ich meine Bewunderung. Ich glaube aber nicht, daß das Jemand schon fertig gebracht hat, es sei denn, daß ihn der Geist trieb, ein Kolleg über allgemeine Religionsgeschichte zu lesen.

Wer will denn allgemeine Sprachgeschichte — ich meine nicht Einleitung in die Sprachwissenschaft — hören und wer ist so unvorsichtig, sie als Vorlesung anzukündigen? Giebt es deßhalb keine allgemeine Sprachwissenschaft? Mit der allgemeinen Religionsgeschichte steht es aber noch anders. Sie umfaßt Sprache, Mythus, Sitte, Kultur, Wissenschaft, kurz die Geschichte der Völker und ist von ihnen nicht zu trennen. Oder soll aus den verschiedenen Religionen der Völker je ein „Prinzip“ gemacht und dann lustig mit diesen „Prinzipien“ gebaut werden? Die Zeiten sind vorüber. Aber es giebt doch auch „Allgemeine Weltgeschichte,“ und man liest darüber sogar Vorlesungen? Gewiß, aber man hat sich längst verständigt, was man unter diesem Titel versteht — politische Geschichte. Die, welche den Begriff erweitern und eine wirkliche Universalgeschichte aus ihm machen wollen, markieren entweder nur die unendliche Aufgabe, an der wir alle arbeiten, oder treiben allerlei feuilletonistischen Unfug.

Eine allgemeine Religionsgeschichte giebt es auch nur als unendliche Aufgabe vieler Disziplinen, und dafür richtet man keine Lehrstühle ein, weder bei der theologischen noch bei der philosophischen Fakultät.

Also soll allgemeine Religionsgeschichte schlechterdings nicht gelesen werden? Das ist nicht meine Meinung und folgt auch nicht aus dem Gesagten. Wer eine Religion gründlich in ihren Beziehungen und ihrer Geschichte studiert hat, dem werden wir gern zuhören, wenn er den Mut und die Lust hat, seine Kenntnisse und Gedanken in Bezug auf andere Religionen zu offenbaren. Er wird — wenn er kein Schelm ist, der mehr giebt als er hat — sie zeichnen, wie er sie von der Stelle aus sieht, die er beherrscht, also in Umrissen wie man eine ferne Berglandschaft zeichnet, und ohne eine Intimität zu simulieren, die er nicht besitzt. Eindringen in eine fremde Religion kann nur, wer sie nachzuerleben vermag. Auch solche Virtuosen, die das für ein Dutzend Religionen vermögen, mag es geben; aber dadurch, daß man aus Büchern der verschiedensten Autoren verschiedene Religionen zusammenrückt, entsteht keine „Allgemeine Religionsgeschichte.“

Angenommen, man entschlösse sich heute in Deutschland in die evangelisch-theologischen Fakultäten oder in die philosophischen Professoren für allgemeine Religionsgeschichte zu setzen, woher sollten sie kommen? Und wenn — wie das selbstverständlich wäre — nur solche Gelehrte gewählt würden, die eine Religion samt Sprache und Geschichte gründlich beherrschten, ist nicht sicher zu hoffen, daß diese so verständig wären, der Unterrichtsverwaltung zu erklären: „Den Lehrauftrag für allgemeine Religionsgeschichte bitten wir als einen unverbindlichen betrachten zu dürfen; wir wollen über eine Religion und daneben Religionsgeschichtliches im allgemeinen Sinne, aber nicht Religionsgeschichte, lesen“?

Und nun — was haben die theologischen Fakultäten, bez. unsre Studenten nötig?

Erstlich, sie haben gewisse Kenntnisse anderer Religionen nötig, um, wie ich schon sagte, die Natur und den Spielraum der großen Elemente und Anschauungsformen der höheren Religionen zu erkennen; diese Kenntnis wird ihnen in den Vorlesungen über alttestamentliche und urchristliche Disziplinen, sowie in religionsphilosophischen und systematischen Vorlesungen mitgeteilt. Hier bedarf es aber keineswegs einer vollständigen religionsgeschichtlichen Induktion, um diese Hauptfaktoren zu würdigen. Das Wichtigste leistet bereits die Religion der Testamente und die Vielheit der christlichen Bildungen in den zwei ersten Jahrhunderten. Was z. B. Propheten sind und was Prophetismus, und wie sich diese Erscheinung entwickelt, kann man mit fast hinreichender Deutlichkeit am Alten und Neuen Testament lernen, und was Opfer und Priester sind, nicht minder an jenem. Aus der allgemeinen Religionsgeschichte gewonnenes Material wird freilich hier Manches verdeutlichen und sicher stellen.

Zweitens, eine konkrete Kenntnis bestimmter Phasen der babylonischen, persischen, vorderasiatischen und griechischen Religionen ist erforderlich, um wichtige, zum Teil grundlegende Erscheinungen der testamentarischen Religionsgeschichte, bez. der Kirchengeschichte, sei es zu verstehen, sei es genetisch zu erklären, und deshalb begrüßen wir jeden alt- oder neutestamentlichen Theologen, der sich mit einer dieser Religionen oder mit mehreren gründlich beschäftigt. Im Einzelnen ist freilich dabei Allerlei zu erinnern. Das wichtigste Moment scheint mir zu sein, daß für die Epoche, in der wir die fremden Religionen in dringendster Weise in Anspruch zu nehmen haben (300 vor Christus bis 300 nach Christus), sie sich teils durch parallele Entwicklung, teils durch Austausch, teils durch philosophisch-ethische Zersetzung soweit einander genähert haben, daß die Zurückführung auf die ursprünglichen Elemente im einzelnen Fall teils aussichtslos, teils ohne Nutzen ist. Sie sind alle neu und relativ gleichartig geworden — zumal unter dem Prinzipat des Hellenismus —, und es ist daher ziemlich gleichgültig, was sie einst gewesen sind; denn ihre ursprüngliche Natur ist zum Phlegma geworden. Und mag auch hier und dort dieses Phlegma in ursprünglicher Energie noch eine Kraft geblieben sein — wir wollen den ausgezeichneten Gelehrten, die es herausspüren, Dank wissen —, so ist es doch ungleich wichtiger, die neuen religiösen und geistigen Stimmungen, Wünsche und Erkenntnisse zu erheben, die so laut sprechen und die unter der Hülle der physikalisch-historischen Weisheit der jüdischen Apokalyptiker oder der zu geschichtlichen Legenden aufgestutzten uralten Mythen der religiösen Erzähler oder der Aeonenlehre der Gnostiker so gleichartig zum Ausdruck kommen. Das Zeitalter der Apokalypsen, der neutestamentlichen Schriftsteller und der Gnostiker ist auch das Zeitalter der Allegorie; das steht fest. Zusehen mögen also die, die es angeht, daß sie nicht für die 600 Jahre von Alexander bis Diokletian eine Münzsammlung zusammenstellen, die zwar durch das hohe Alter höchst interessant ist, deren Stücke aber zum größten Teil bereits damals außer Kurs gesetzt waren oder den aufgeprägten Wert verloren hatten. Nun bitte ich, daß man mich nicht so versteht, als wollte ich mit dieser Betrach-

tung allen Stoff, um den es sich hier handelt, als bereits in den Hellenismus eingeschmolzen bezeichnen. Das fällt mir nicht ein; aber dies wollte ich allerdings sagen, daß für die angegebene Epoche genetische Untersuchungen (in Bezug auf die Ursprünge religiöser Erscheinungen) hinter der Erhebung des Thatbestandes selbst und der Darlegung seiner *geistigen* Bedeutung zurückzutreten haben, weil jene Untersuchungen teils aussichtslos, teils unerheblich, teils sogar irreführend sind. Irreführend können sie werden, wenn der Forscher nicht angiebt, wie der eisgraue Mythus, den er in einer religiösen Erscheinung des hellenistischen Zeitalters entdeckt hat, verwertet und empfunden worden ist, ob als handfester Glaube oder als unverstandener Gegenstand der Pietät oder als Form der religiösen Vorstellung oder als Unterlage für eine Allegorie oder als Zukunftsbild oder als Schmuck und Poesie.

Was folgt aus dem Allen für unsre Frage? Ich meine, daß wir den Gang der Dinge preisen sollen, welcher die langsame Erforschung der Religionen des synkretistischen Zeitalters den Theologen und den Hellenisten unter den Gräcisten zugewiesen hat. Welchen Gewinn würde die theologische Wissenschaft davon haben, wenn sie in ihre Fakultäten Gelehrte als allgemeine Religionshistoriker bekäme, deren Spezialgebiet das Babylonisch-Assyrische oder das Persische oder das klassisch Griechische wäre? Diese Männer würden gewiß so verständig sein, alle ihre Kraft der *klassischen* Gestalt der betreffenden Religion zuzuwenden und hätten für die Zersetzung derselben ein geringeres Interesse; diese aber interessiert uns. Unsere Theologie Studierenden mögen jene Gelehrten eifrig hören — ich freue mich über jedes religionsgeschichtliche Spezialkolleg, das ich im Belegbuch eines Studenten finde —, aber sie für unsre Fakultäten in Anspruch zu nehmen, dafür fehlt jeder Grund. Eine besondere Spezies von Religionshistorikern aber zu schaffen, die sich nur in den theologischen Fakultäten sehen lassen dürfen, dafür danken wir.

Diese Verhältnisse liegen so klar und sind auch in meiner von Rade angegriffenen Rektoratsrede so unmißverständlich angedeutet, daß man nach einer besonderen Ursache suchen muß, welche den Angriff erklärt. Täusche ich mich nicht, so haben wir an die wohl verständliche Empfindlichkeit moderner Theologie zu denken. Weite Kreise in der Kirche beanstanden es noch — von ihrem Standpunkt mit vollem Recht —, daß bei der Erforschung der christlichen Religion fremde Religionen überhaupt anders als des Kontrastes wegen herangezogen werden. Unter diesem starken Druck hat der Herausgeber der Christlichen Welt den Gleichmut nicht ganz bewahrt und deshalb meiner Rede, weil sie in Bezug auf die allgemeine Religionsgeschichte und die theologischen Fakultäten Schranken überhaupt erwähnt, ein „Bedauern" nachgesandt, während hier doch Nichts zu bedauern ist. Für die der allgemeinen Religionsgeschichte gewidmeten Lehrstühle bei den theologischen Fakultäten wird er sich bei ruhiger Erwägung schwerlich noch erwärmen. Um diese allein handelt es sich aber; denn in die seltsame Lage hat mich Rade doch nicht bringen wollen, mich gegen den Vorwurf, die Theologie verwandten Disziplinen gegenüber abzusperren, verteidigen zu müssen.*)

A Harnack

*) Mein Artikel in Nr. 39 hat mir so viel ausdrückliche Zustimmung eingetragen, daß er nicht ganz unmotiviert und unnütz gewesen sein kann. Ohne Zweifel enthielt die Rede meines verehrten Lehrers Mißverständliches; hat mein Artikel bewirkt, daß er sich in Obigem deutlicher und umfassender aussprach, so freue ich mich nur darüber. Was mir und Andern vorschwebt, wenn wir einen Lehrstuhl für Religionsgeschichte innerhalb der theologischen Fakultäten errichtet wünschen, ist ein Zweifaches. Einmal soll der mit ihm Betraute allerdings die Last auf sich nehmen, eine Summe allgemeiner Kenntnisse, die keine andre Disziplin darbietet und die der heutigen Aufklärung ebenso wie der Missionsaufgabe nütze sind, den Theologie Studierenden darzubieten. Wir haben doch auch sonst im Fakultätsorganismus Thätigkeiten, die keine bessere Legitimation aufweisen können. Zweitens aber, und das ist der wissenschaftliche Wert der Forderung, soll der Betreffende eben von seiner Spezialkenntnis des Christentums aus als Theologe die Zeit und den Beruf haben, den benachbarten Religionen ausgiebig nachzugehen. Es beruht also jedenfalls auf einem Mißverständnis, wenn Professor Harnack fragt: „Welchen Gewinn würde die theologische Wissenschaft davon haben, wenn sie in ihren Fakultäten Gelehrte als allgemeine Religionshistoriker bekäme, deren Spezialgebiet das Babylonisch-Assyrische oder das Persische oder auch das klassisch Griechische wäre?" Wir, die wir mit *Jülicher* in seiner Rektoratsrede (*Moderne Meinungsverschiedenheiten über Methoden, Aufgaben und Ziele der Kirchengeschichte.* Marburg, Elwert 1901. S. 7) der Meinung sind, daß ein Lehrstuhl für Religionsvergleichung oder Religionsgeschichte die theologischen Fakultäten nur zieren würde, denken an nichts Andres als an eine weitere Arbeitsteilung und Arbeitsausdehnung im Geiste des gegenwärtigen kirchenhistorischen Betriebes. Gerade ein Kirchenhistoriker (Neu- und Alttestamentler inbegriffen) soll diese Spezialarbeit leisten, weil wir uns von ihm für das Ganze der Religionserkenntnis mehr Frucht versprechen als vom Sinologen oder Gräzisten.

R

Björnson und Ibsen

Björnson und Ibsen! In vielen Ohren klingt das ganz natürlich zusammen. Sie repräsentieren für uns südlicher Gelegene die norwegische Litteratur. Das umsomehr, als sie sich ja sehr ähnlich sehen. Schwärmen sie nicht beide für die Emanzipation der Frau? Und für die Sittlichkeit und für den Hypnotismus? Diese Probleme liegen dort oben wohl in der Luft. Ob man sie nun von Björnson oder Ibsen behandelt sieht, ist schließlich einerlei. Zweifellos sind beide dicke Freunde: hat doch Ibsens Sohn Björnsons Tochter geheiratet. Eine Art Dramenfabrik also gegründet auf die Mitvaterschaft. Welches wohl der Bedeutendere ist? Offenbar hat Björnson die größere Zukunft, denn von „Ueber die Kraft" und „Laboremus" weiß doch Jeder Etwas zu sagen, während die Ibsenschen Spitzfindigkeiten allmählich Niemanden mehr interessieren.

Das ungefähr ist das Bild, das man sich in deutschen Landen von dem Range beider Dichter und ihren Beziehungen macht. Und doch braucht man kein Norwegisch zu können, um es der Wahrheit etwas mehr anzunähern.

1

Ibsen und Björnson begegneten sich zum erstenmal in Heltbergs „Studentenfabrik" 1850. Es ist nicht anzunehmen, wie ein Biograph meint, daß sie zusammen dort die Schulbank drückten, denn Björnson war vier Jahre jünger. Aber jedenfalls haben sie zusammen einen Protest gegen einen Zensurbeschluß unterschrieben und Hurrah auf die Freiheit gerufen; eine Rolle, in der sich Ibsen heute nicht mehr, Björnson sehr gut zurechtfinden würde.

Im Sommer 1857 gab Ibsen nach fünfjährigem Aufenthalt die Theaterdirektorstelle in Bergen auf, und Björnson wurde sein Nachfolger. Im gleichen Jahr erschien seine erste Bauernnovelle „Synnöve Solbakken," die nach Form und Inhalt so ausnehmend gefiel, daß das Publikum nichts Anderes mehr lesen und die Litteraten nichts Anderes mehr schreiben wollten. Ibsens „Nordische Heerfahrt," eine schon länger vorbereitete Arbeit, erschien ein Jahr später. Eine Zeitung schrieb dazu: „Herr Ibsen ist als dramatischer Dichter eine große Null." Björnson war der Nationaldichter geworden. 1863 erhielt er anstandslos sein staatliches Dichtergehalt; Ibsen, der um den gleichen Betrag nachsuchte, wurde zunächst abschlägig beschieden. Man bot ihm einen Posten als Zollwächter an, und als er ein neues Gesuch einreichte — es war nach dem um „Die Komödie der Liebe" entbrannten Wutausbruch — bemerkte ein Mitglied der Kommission, Ibsen verdiene Stockprügel und kein Dichtergehalt.

Es kam der dänisch-deutsche Krieg. Norwegen rührte für Dänemark keinen Finger, selbst die Studenten nicht, die Leib und Gut für Dänemarks Sache zu opfern versprochen hatten. Ibsen ergrimmte, schwieg und ging. Im letzten Augenblick bewilligte man ihm nach langer Debatte das ersehnte Gehalt. Von kurzen Besuchen in der Heimat 1874 und 1885 abgesehen, hat er sie dauernd erst 1893 wieder bezogen.

Inzwischen hatte Björnson sich recht ruhig verhalten. Nach einer kurzen journalistischen Thätigkeit in Christiania und Kopenhagen reiste er in Italien, Deutschland und Frankreich,

schrieb im Auslande — ein mit Ibsen gemeinsamer Zug — nordische Heimatsdramen (König Sverre, Sigurdtriologie) und kehrte vor Ibsens „Flucht“ nach Hause zurück, wo er wieder sein Nachfolger wurde, diesmal am Theater von Christiania. Seine Bauernnovellen (man vergleiche die Grunowsche Gesamtausgabe „Auf den hohen Bergen“) fanden mit dem „Brautmarsch“ ein vorläufiges Ende. Sein Drama „Maria Stuart“ ist doch nur als Gegenstück zu Schiller interessant; „Die Neuvermählten“ sind ein freundliches, jetzt in Deutschland noch oft aufgeführtes Lustspiel.

„Das Fischermädchen“, obwohl älter als der „Brautmarsch“, scheint schon einer andern Periode anzugehören. Man spürt etwas von Problemen, die zwar noch sehr harmlos sind — es handelt sich um ein im Pfarrhause erzogenes Mädchen, das sich zur Freiheit des Schauspielberufs durchkämpft —, aber uns heute doch als Vorboten der litterarischen Frauenbewegung erscheinen. Auch aus „Magnhild,“ „Mansana“ und vor allem den Dramen „Redakteur“ und „Fallissement“ sprechen Reise- und Welterfahrungen, freilich mehr in der äußeren Anlage und dem Stofflichen, als in der seelischen Charakteristik.

Nun aber kamen die „neuen Ideen“. Man datiert sie aus Bequemlichkeit meist von den Vorlesungen Georg Brandes' in Kopenhagen (Winter 1878), die gewiß das Ihre dazu gethan haben. Es ist schwer zu sagen, was darin Alles vorkam, denn das aus ihnen hervorgegangene Werk über die „Hauptströmungen der Litteratur im neunzehnten Jahrhundert“ giebt davon kaum ein richtiges Bild. Blättert man in den andern Brandesschen Bänden, so hat man den Eindruck, es habe sich vorzüglich um den französischen und englischen Positivismus (Comte, Spencer, Mill), Renans religiöse und Taines historische Theorien, den noch halbromantischen Realismus Balzacs und Flauberts und endlich um die ersten Arbeiten der Experimentalpsychologie gehandelt, deren hypnotische und spiritistische Theorien das religiöse Norwegen besonders interessieren mußten.

Auf Björnson und Ibsen mußte diese Bewegung ganz verschieden wirken. Nicht nur, weil jener daheim war und sie in nächster Nähe miterlebte, während Ibsen im Auslande in der Wahl seiner geistigen Einflüsse freier blieb. Sondern weil Björnson der Befruchtung entschieden mehr bedurfte, weil er Impulse zum Schaffen brauchte.

Man vergleiche nur einmal die Daten der Werke beider Dichter. Björnsons fruchtbarste Zeit ist die von 1875—85. Da folgen sich, oft nur durch Monate getrennt, die Dramen „Das Fallissement“ (75), „Der Redakteur“ (75), „Der König“ (77), „Leonardo“ (79), „Das neue System“ (79), „Der Handschuh“ (82), „Ueber die Kraft“ I (82). Und daneben die Erzählungen „Magnhild“ (77), „Kapitän Mansana“ (79), „Staub“ (82), „Thomas Rendalen“ (84) und offenbar noch andere, deren Datum ich nicht feststellen kann, die man mit Unrecht dem letzten Jahrzehnt zurechnet, das uns die Uebersetzungen brachte. Diese äußerst fruchtbare Zeit findet mit dem recht wirksamen, aber harmlosen Lustspiel „Geographie und Liebe“ ihren Abschluß, das vor acht Jahren in Berlin großen Zulauf fand und seit ein paar Monaten ebenfalls deutsch zu haben ist.*) Dann schweigt Björnson bis 1891, dem Datum der „Ragni“ („Auf Gottes Wegen“). Es folgt (circa 95) der zweite Teil von „Ueber die Kraft“ und die Erzählungen „Absalons Haar“, „Mutters Hände“, „Ein Tag“, die aber vielleicht früher anzusetzen sind. Dann wieder ganz dicht die Dramen „Paul Lange und Tora Parsberg“ (1899), „Laboremus“ (1900).

Ganz anders Ibsen. Nachdem er bis 1857 mehr auf Bestellung gearbeitet hatte, sind die Daten zwischen 1860 und 1873 nicht mehr maßgebend, da er sich mit mehreren Plänen zugleich trug („Kronprätendenten“ und „Liebeskomödie“; Brand, Gynt und Julian) an denen er abwechselnd arbeitete. Von

*) Seit 1895 erscheinen alle Arbeiten Björnsons bei Albert Langen in München, der uns hoffentlich auch eine gute und billige Gesamtausgabe bescheren wird. Einstweilen sind seine Preise auffallend hoch. D. V.

1877 aber kommt in sein Schaffen Regelmäßigkeit und von 1882 bis 1896 gar eine Pünktlichkeit, die man nur von den Lustspiel- und Romanfabrikanten für das große Publikum kannte. Ibsen bringt alle zwei Jahre zu Weihnachten sein Drama. Nur sein dramatischer Epilog erschien nach einem Zwischenraum von drei Jahren.

Dazu kommt die Verschiedenheit der von Beiden behandelten Stoffe. Björnson kultiviert abwechselnd die Novelle, den Roman, das Drama; von Ibsen sind außer einem schmalen Gedichtbändchen nur Dramen vorhanden. Einig sind beide immerhin in der ausschließlichen Behandlung moderner Stoffe seit jenem Eindringen der „neuen Ideen“. Für Ibsen war der Uebergang vom Alten zum Neuen eine ganz natürliche Entwickelung. Sind doch seine letzten historischen Dramen („Thronprätendenten,“ „Kaiser und Galiläer“) mit modernen Problemen schon so gesättigt, daß für ihn nur die Form zu ändern blieb. Björnson aber schlug eine ganz neue Richtung ein; er fand sich selbst erst recht in jener Uebergangszeit, und eben damit entfernte er sich von Ibsen.

Im Anfang ihrer Laufbahn war in der That die Differenz zwischen beiden Dichtern nur gering. Hätte Norwegen Beide auf den Schild erhoben oder Beide mit Verachtung behandelt, sie wären vielleicht Freunde geblieben. So aber haben die Lebensschicksale daheim und die Reisen im Ausland sie immer weiter entfernt; sie haben sich — „auseinanderentwickelt“.

Ibsen hat sich mehr und mehr verinnerlicht. Die Probleme kamen gewissermaßen an ihn heran, sie durchdrangen ihn und arbeiteten in ihm. Er sah dem eine Weile stille zu und fing dann an zu gestalten, langsam, regelmäßig, sicher. Das Thema war immer der Schluß einer Entwicklung, die Lösung tragisch, aber notwendig und unausweichlich. Der Einzelne hat da mit dem Einzelnen zu thun, und auch als Leser waren nur Einzelne gedacht. Sind seine großen Gesellschaftsdramen für die Aufführung sehr geeignet, so läßt sich das von den letzten vier Stücken trotz ihrer glänzenden dramatischen Technik nicht mehr sagen: vom Darsteller und Zuhörer wird ein gar zu großes Maß seelischer Feinheit, Lebenserfahrung, Takt und Hingebung verlangt. Das kann man auch von guten Durchschnittstruppen so wenig verlangen, wie man etwa einer Militärmusik die vollendete Wiedergabe eines St. Saëns oder Grieg zutrauen darf. Um eben dieser Feinheit und Tiefe willen ist Ibsen der Aristokrat. Das Volk ist kein Mittel in seiner Hand, aber er auch kein Werkzeug in der Hand des Volkes.

Ganz anders Björnson. Er kann ohne die Menge nicht sein; ist er allein, so sind doch seine Gedanken bei ihr. Am wohlsten ist ihm auf der Tribüne, wenn sie seinen Kampfreden begierig lauscht und sich durch seine Begeisterung mit fortreißen läßt. Ibsen würde dieses Narkotikon verschmähen und die Abhängigkeit von der Menge als unwürdige Knechtschaft empfinden. Björnson sieht in ihr nur die sieghafte Kraft seiner Ideen im Kampf mit Lüge und Trägheit. Er muß selbst zuschauen können, wie sie wirken; er will sie erproben, will öffentlich um sie ringen. Und der Erfolg ist ihm ein Beweis ihrer Wahrheit; er bedarf dieses Beweises. Was wahr ist für ihn, soll es für Andere auch sein.

Männer wie Ibsen müssen schreiben. Es stört sie, dem Gegner und dem Gleichgiltigen ins Auge zu sehen. Sie fürchten, dort draußen von irgend einem unbekannten Strome mitgerissen zu werden, wohin sie nicht wollen. Sie besitzen sich nur in der Stille und werfen aus dem Versteck ihre Geschosse. Björnson aber schwimmt im großen Strome und kämpft im dichtesten Schlachtgewühl. Um sich den Gegensatz recht klar zu machen, betrachte man nur einmal die letzten Bilder der Beiden. Ibsen, der untadelig fein gekleidete Herr; zwar furchtbar durch seinen Bart, aber im Ausdruck doch ganz Zurückhaltung, heimlicher Triumph, tiefste Innerlichkeit. Björnsons Augen hingegen schleudern Blitze; jeden Augenblick scheint er aufspringen und den Gegner mit seiner Faust zermalmen zu wollen; und von seinem gewaltigen, durch die Adlernase beschatteten Munde scheinen Drohworte auszugehen gegen die

Feinde der Wahrheit und des Lichtes. Ein Volkstribun, ein Staatsmann, ein Sklavenhalter, — aber ein Dichter?

Man begreift, daß Ibsen manchmal unter seinen Brillengläsern diesen herkulischen Feuergeist belächelt und, wenn er gerade einen Volksmann zu schildern hat, bei Björnsons Person heimlich eine kleine Anleihe macht. Man begreift auch, daß Björnson mit seinem lebhaften, geselligen Wesen und seiner effektvollen Dramatik in Frankreich seine zweite Heimat gefunden hat, während der schwerblütige, schweigsam nachdenkliche Ibsen sich in deutschen Landen am höchsten und weitesten geschätzt sieht.

2

Es ist Zeit, den Gegensatz Beider noch etwas aus ihren Werken zu vertiefen. Auch hier wird eine chronologische Parallelbetrachtung uns am ersten zum Ziel führen. Man gestatte mir nur einige charakteristische Gegenüberstellungen statistischer Art. 1877: „Stützen der Gesellschaft" — „Der König." 1879: „Ein Puppenheim" (Nora) — „Leonardo." 1881/82: „Gespenster" — „Ueber die Kraft" I, „Ein Handschuh." 1884: „Die Wildente" — „Thomas Rendalen." 1891/92: „Baumeister Solneß" — „Ragni." 1895/96: „J. G. Borkman" — „Ueber die Kraft" II. 1899/1900: „Wenn wir Toten erwachen" — „Laboremus!"

Die Gegenüberstellung lockt zu manchem Vergleich. Hier seien nur die sich am meisten aufdrängenden Parallelen gezogen. Zum Beispiel „Nora" auf der einen, „Svava Ries" und „Leonardo" auf der andern Seite. Warum wirft Nora Helmer die Thür hinter sich ins Schloß? Weil ihr Mann ein Wüstling ist? Im Gegenteil, er ist ein braver Haushammel. Aber daß er so gar nicht begreifen will, daß zwischen ihm und ihr ein Abgrund liegt, den keine Brücke ewig decken wird, daß er nicht einmal die Größe des ihm fälschlich zugetrauten Opfers begreift, daß er so klein und kindisch sich vor der Welt benimmt, daß er Puppen und nicht Kinder erzieht, und daß Nora an dem Allen nichts ändern kann — das ist ihr zum Fortgehen Grund genug. Und Svava Ries? Sie verlangt von ihrem Bräutigam die gleiche Reinheit, die er von ihr erwartet und wirft dem Erstaunten darob den Handschuh ins Gesicht. Ein viel einfacheres und gröberes Problem, aber wie viel mehr geschaffen, eine Agitation zu entfachen!

So kam es, daß man aus Ibsens Drama gegen seinen Willen voller Entrüstung alle möglichen Folgerungen zog und mit Björnsons Drama in der Hand ein paar Jahre später ganz mit seiner Zustimmung einen großen ethischen Feldzug unternahm.

Ibsens komplizierte und individuelle Wahrheiten sind Nichts für die Menge, Björnsons einfache, generelle Thesen üben sofort ihre Wirkung aus.

Man hat Ibsen viel zu oft als Agitator be- und verurteilt, während er nur Fragen stellen und Thatsachen ans Licht ziehen wollte. Ohne zu wollen, hat ihm Björnson in seinen künstlerischen Wirkungen auch hier geschadet.

„Gespenster" und „Leonardo" behandeln ebenfalls verwandte Probleme. Dort muß es eine Frau bereuen, daß sie ihrem Manne zum Schaden des Sohnes treu blieb und sich nicht frei machte. Hier verzichtet eine reife Frau auf die stürmische Liebe eines jungen Enthusiasten, zu Gunsten ihrer Nichte, um sich schließlich der Besserung ihres geschiedenen Mannes zuzuwenden. Diesmal liegt in beiden Fällen die Sache einfach; zudem ist der Kunstwert des Björnsonschen Dramas höher, der des Ibsenschen niedriger, als gewöhnlich. Ein großer Unterschied fällt hier noch am meisten auf: wie sehr Ibsen bemüht scheint, seinen Lösungen eine möglichst aggressive, verletzende Wendung zu geben, während Björnson Alles daran setzt, eine Ausgleichung zu finden und die Tradition zu schonen, die ihm persönlich kaum heilig ist.

Björnsons beide Romane mit den folgenden Dramen Ibsens zu vergleichen ist schwierig. Wir beschränken uns lieber auf einen kurzen Vergleich ihrer ethischen Quintessenz. „Rendalen" enthält Björnsons Erziehungsideal. Er will zeigen, wie aus einem erblich schwer belasteten Jungen durch Selbstzucht doch ein rechter Mann werden kann. Er wirft zugleich auf die Mädchenerziehung kräftige Streiflichter und schließt mit einer neuen Anklage gegen die Männer im Stile des „Handschuh". Das alles wird praktisch, flüssig, lebendig unter seinen bildenden Händen, ausgestattet mit einer Fülle origineller, teils barocker, teils genialer Einzelzüge. Das Schlußkapitel ist so hinreißend, daß es den Leser wie ein Taumel überkommt. So muß Björnson in seinen Volksversammlungen reden! — Aber für die geliebte Theorie ist doch eigentlich wenig geleistet. Mit köstlich feinem Spott hat Laura Marholm eine Begegnung mit Björnson berichtet (Wir Frauen und unsere Dichter. Wien 1895. 2. Auflage), in der sie seine pädagogischen Prinzipien in ihrer ganzen Naivetät beleuchtet. Fleißig turnen, brav lernen und den Männern, wo es Not thut, den bewußten Fußtritt geben, den Käthe Schirmacher auf dem Pferdebahnwagen einem Herrn zu versetzen sich gedrungen fühlte (Männermoral und Frauenhalbheit. Berlin, Tändler): das sind die Mittel, mit denen die Geschlechterfrage beantwortet wird. Es sind einige, kleine Hilfs- und Hausmittelchen in der That, aber — wäre wirklich nicht mehr zu sagen?

„Ragni," als ethisches Dokument betrachtet, steht über „Rendalen", als Kunstwerk ist es ihm ebenbürtig. Hier arbeitet Björnson an seinem Humanitätsideal: „Wo gute Menschen gehen, da sind Gottes Wege." Und der Kampf, den er den Pfarrer durchkämpfen läßt, das Schicksal Ragnis wie ihres Gatten — das alles sind Befreiungsthaten, die dem Dichter und Volkserzieher gleiche Ehre machen. — Ich übergehe die folgenden Erzählungen, unter denen „Absalons Haar", von einigen rohen Strichen abgesehen, an wunderbarer elementarer Kraft und Leidenschaft voransteht, um dem zweiten Teil von „Ueber die Kraft" nur ein Wort zu gönnen. Der Dichter hatte ja eine Fortsetzung geplant, schwerlich aber die jetzt gegebene. Den Stoff zum ersten Teil hatte seine Jugend, sein Milieu ihm aufgedrängt. Er suchte nach Erklärungen für jenes Wunderbare, das seinen Landsleuten Lebensluft war und zitierte in der ersten Auflage gewissermaßen als möglichen Ausweg zwei Werke über Nervosität, Hysterie und Epilepsie von französischen Psychiatern. Der zweite Teil sollte nun wohl darthun, „wie leicht das Verlangen nach dem Uebermenschlichen irre zu leiten ist." Wozu seine Kraft in eigenwillig schrankenlosem Wollen auf Ziele zu verschwenden, die über des Menschen Können hinausliegen? Man schone sie für die bescheidene Arbeit im Kleinen, denn nicht die Propaganda der That, sondern der energische „Anfang im Vergeben" ist der schnellste Weg zum Frieden draußen und drinnen. Zwei Kinder, Glaube und Hoffnung, geben diesem nicht gerade neuen Gedanken echt kindlich und freudig Ausdruck.

Welcher Weg führt von diesem Ausblick zu dem politischen Drama „Paul Lange und Tora Parsberg?" Björnson scheint wieder einmal dem Entwickelungsgesetz zu spotten, seis denn. Wüßten wir nur, was das Drama sagen will. Denn verurteilt ist dieser Selbstmörder Lange trotz seiner Charakterschwäche vom Dichter doch wohl nicht; warum wäre er sonst so unbedingt sympathisch geschildert und von einer so trefflichen Frau auf den Händen getragen? Er meint wohl vielmehr, die Parteipolitik bräche den Mann mit weitem Blick, der Gutes und Böses hüben wie drüben sieht? Auch ein Ergebnis, das zu dem aufgebotenen Menschenmaterial in keinem rechten Verhältnis steht. Sehr gut ist gleichwohl der erste und letzte Akt, während der mittlere an den „Bund der Jugend" und den „Volksfeind" doch gar zu viele Reminiszenzen aufweist. Aber bühnenwirksam in hohem Grade ist auch dieses Stück, und die deutschen Bühnen thäten gut, ihr Publikum mit so gesunder Kost öfter zu nähren.

Auf eine Verwandtschaft mit Ibsen wurde soeben hingewiesen; was hatte der Alte von Skien inzwischen ersonnen? Seine ganz individuellen und künstlerisch, das heißt nur schildernd gemeinten, letzten Tragödien widerstehen einer Zusammenfassung in ethische, objektive, wissenschaftliche Schlagworte weit mehr als die Björnsonschen Buß-, Weck- und Predigtdramen. Es muß gleichwohl der Versuch gewagt werden.

Eine Zeitlang hatte das Eheproblem Ibsen ganz ge-

fangen genommen: in „Nora“ die unmoralische Ehe, in „Hedda Gabler“ die nur nominelle Ehe, in der „Frau vom Meer“ die sittlich gewordene Ehe, in „Klein Eyolf“ die egoistische Ehe. Dann war der Idealgedanke daneben getreten: in der „Wildente“ das Phrasenideal, in „Solneß“ das Ideal „Ueber die Kraft“, in „Borkmann“ das Machtideal. Und bei der Schilderung der Konflikte hatte Ibsen die Frau als Geschlechtswesen entdeckt. Sie war ihm bisher zuerst als ein hingebendes und verstehendes, dann als ein ethisch und geistig selbständiges, sich freikämpfendes Wesen erschienen. Nun wird sie ein Sinnenwesen, das dem Mann zwar gehören, ihn aber auch besitzen will. Die Frau wird ein Machtfaktor im Leben des Mannes, nachdem sie erst seine Dienerin, dann seine Genossin war. Sie wird es gerade durch ihre wiedergewonnene Eigenart, ihre vom Mann verschiedene Individualität und Subjektivität vom geistigsten bis zum sinnlichsten Extrem in der Ganzheit und Einheitlichkeit ihres Wesens. Das trat in Hilde Wangel schon hervor, deutlicher in Ella Rentheim, am schärfsten in den beiden Frauen seines „Epilogs.“ Auch im Leben des Künstlers Rubek will Irene die erste Stelle einnehmen, und da die Kunst ihr diese genommen hat, kann sie mit Ella Rentheim den einstigen Geliebten als den „Mörder ihres Liebeslebens“ bezeichnen. Ich glaube nicht, daß Ibsen in der Streitfrage Partei ergreifen wollte, daß er dem einen oder andern der beiden Paare in ihrem letzten Verhalten „rechtgegeben“ hat, noch gar, daß er die Wahrheit „in der Mitte“ suchte. Wozu soll ein Künstler in allen Fällen Partei ergreifen? Genug, daß er die ethischen Konflikte schaut, darstellt und durchführt.

Björnson freilich konnte das nicht genug sein. Sein großer Landsmann hat ihn nun so weit in seinen Bannkreis gezogen, daß er das gleiche Problem behandelt: stellt der Künstler die Liebe über die Kunst oder die Kunst über die Liebe? Seine Aenderungen dabei sind charakteristisch: die im Mittelpunkt stehende Frau ist eine jener blonden Bestien, wie Nietzsche sie wünschte, mit „robusterem Gewissen“ als Hilde Wangel und ohne die Reue Rebekka Rosmers, der sie sonst recht auffallend nachgebildet ist. Kein Wunder, daß sich der Liebhaber, nachdem die Entdeckung mit einem bedenklichen Raffinement für ihn inszeniert ist, sich von der Geliebten ab- und der Kunst zuwendet. Wenigstens sagt man ihm, daß er später wieder arbeiten könne — und „dann um so besser.“ Denn der herzzerreißende Schrei der rasenden Lydia soll ihm zur Musik werden und sein längstgeplantes Werk vollenden helfen. Dazu ist Lydia nun noch gut genug, die arme Lydia, denn „sie weiß es ja nicht anders.“ Wir aber müssen sie verurteilen, denn der „Mensch hat höhere Gesetze gewonnen, nach denen er lebt.“ Was er heutzutage fühlt und weiß, was er erreicht hat, lehnt sich gegen diese Lydia auf. „Es will nicht mehr hinein in eine moderne Phantasie.“

Das ist Alles, was Björnson für die „Arbeit“ vorzubringen weiß. Ibsens Gedanke vom Recht der Liebe ist damit gar nicht getroffen, und doch kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, das Stück sei eine Abrechnung mit seinem Epilog, eine fortgesetzte heimliche Polemik, endend mit entschiedener Gegnerschaft. — Wer Ibsens letztes Drama nicht kennt, muß freilich von „Laboremus“ einen ungleich günstigeren Eindruck bekommen. Ein hinreißendes Bühnenstück, mächtig, frisch, geistvoll, gesund. Die ganze Undinengeschichte, die herrliche Borgny, der Arzt, das sind lauter Prachtgestalten, wie sich in zwölf modernen deutschen Bühnenstücken kaum eine finden wird.

Ein Urteil über Björnson, ein Versuch ihn neben Ibsen zurückzudrängen soll hier nicht gewagt werden. Wer der Größere ist, wird die Zukunft sagen; von wem die größere seelische Förderung ausgeht, kann nur der Einzelne bestimmen. Es sollte nur gezeigt werden, wie verschieden sie sind, und wie eng sie doch zusammenhängen. Platzhoff

---

Selbstanzeigen

Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Christentums. Von Lic. Dr. C. Lülmann, Prediger an St. Jacobi in Stettin, 230 S. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn. 4,80 Mk.

Die Frage nach dem Wesen des Christentums beschäftigt die Gemüter. Man sucht den Wahrheitsgehalt der christlichen Religion sicherzustellen gegen seine kirchlichen Ausprägungen und für das moderne Kulturleben. Aller Scharfsinn psychologischer Analyse und historischer Forschung wird aufgeboten zur Lösung des Problems. Da ist es wohl Manchem ein Bedürfnis, sich zu vergegenwärtigen, welche Anschauung vom Christentum die großen Männer gehabt haben, in denen sich das deutsche Denken der Neuzeit reflektierte, und die ihrerseits dem deutschen Denken ihren Stempel aufdrückten. Unter diesem Gesichtspunkt möchte der Verfasser sein Buch darbieten, nicht sowohl den Fachgelehrten, als den Berufsgenossen und den Gebildeten überhaupt, die der gegenwärtigen Forschung mit innerer Anteilnahme folgen.

Die vorliegende Arbeit befaßt sich mit Leibniz, Lessing, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher. Deren Anschauungsbild vom Christentum sucht der Verfasser auf dem Hintergrund ihrer gesamten Weltanschauung möglichst knapp und klar darzustellen und zu beurteilen. Er findet, daß ein gut Stück von der eigenartigen Größe und Bedeutung des Christentums in der flüssigen und elastischen Natur besteht, durch die es in die geistige Besonderheit eines Jeden einzugehn vermag.

Stettin C. Lülmann

Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild von Dr. Hermann Mosapp. Zweite vermehrte Auflage. Mit zwei Lichtdruckbeilagen und 21 Textabbildungen. Stuttgart, Max Kielmann 1901. 268 S. 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Als vor sechs Jahren König Wilhelm II. von Württemberg in einem hochherzigen Aufruf den Anstoß zur Gründung des Schwäbischen Schillervereins gab, ist 1896 dieses Buch als erste litterarische Frucht dieses Vereins, dem königlichen Protektor gewidmet, erstmals erschienen. Es war die erste quellenmäßig geordnete und wissenschaftlich gearbeitete Biographie der edlen Gattin unsers Schiller, die die reichen Schätze ihres Briefwechsels und ihrer Aufzeichnungen weiteren Kreisen zugänglich machte. In Nr. 49 des Jahrgangs 1896 dieses Blattes hat Herr Lic. Schaumkell dem Buche eine freundliche Besprechung gewidmet, an deren Schluß er sagte: „Möchte das herzerquickende Buch viel gelesen werden von Männern und Frauen; es könnte ein reicher Segen von ihm ausgehen.“ Es ist dem Verfasser zur Herzensfreude geworden, daß das Buch Eingang ins deutsche Haus gefunden hat und nun nach fünf Jahren seinen zweiten Gang antreten darf, verbessert, vermehrt und verschönt. Der Text ist reicher ausgestaltet und abgerundet, vor allem sind die poetischen Produkte Charlottens jetzt vollständig aufgenommen. Dazu gesellt sich als neue Beigabe reicher bildnerischer Schmuck, zu einem großen Teil der Wychgramschen Schillerbiographie entnommen. Wenn Goethe seines Freundes Sieg über „das Gemeine“ preisen konnte, so will diese Biographie seiner Gattin zeigen, wie viel Verdienst bei dieser seiner Entwicklung der Frau zukam, die als treuer Erdenengel sein Leben versüßt, als freundliche Muse über seinem Schaffen gewaltet und durch ihre aufopfernde Pflege nächst Gott seinen Genius der Welt solange erhalten hat. Allen, die über dem jüngeren und jüngsten Deutschland ihren Schiller zu verehren noch nicht verlernt haben, möchte das Buch ein Hilfsmittel zu seinem Verständnis sein, und insbesondere den deutschen Frauen und heranwachsenden Töchtern ein Frauenleben von vorbildlicher Idealität und Schöne zeichnen, im Leben, Lieben und Leiden getreu bis an den Tod.

Heidenheim an der Brenz Hermann Mosapp

Prostitution des Geistes. Satirischer Roman von E. G. Christaller. Zwei Teile, 340 S. Nicht im Buchhandel. Nur vom Verfasser in Ottenhausen, Württemberg. 3 Mk.

Prostitution des Geistes. Satirisches Drama von demselben. Auszug aus dem zweiten Teil des Romans. 120 S. 1.20 Mk.

Zwischen Altem und Neuem. Schauspiel in vier Alten von demselben. 57 S. 80 Pfg. Ebenfalls nur direkt vom Verfasser.

Der Roman zeichnet ein Krankheitsbild. So wird der Protestantismus, wenn er widernatürlich katholisiert — schwächlich an Haupt und Gliedern. Oben bei den Leitern rein passiver Opportunismus, unten im Volk religiöse Armutei, mitten bei der Geistlichkeit entweder geringe Geistigkeit oder Qual und Ueberdruß, horror sacrorum. In einer großen Zahl von Charakterköpfen werden die Pfarrer der Diözese Mittelberg dargestellt, wie sie allzu geduldig am Karren des ewig Gestrigen ziehen, angeschirrt mit den berühmten Stricken Hunger und Liebe, unfähig wider den Stachel reaktionärer Konsistorialerlasse zu löcken. Zwei versuchen es und unterwerfen bald sich löblich; nur einer erzwingt den moralischen Sieg und physischen Untergang.

Ich wende nicht viel Pathos an diese traurigen Dinge; mache nur lachen, vielmehr lächeln, wenn auch schmerzlich. „Verflucht, daß Entrüstung und Traurigkeit sich so oft in das Lumpengewand der Satire kleiden müssen. Verflucht, daß eine Thräne, um verstanden zu werden, mit einem Grinsen vereint erscheinen muß.“ So sagt Multatuli, der sich da auskennt.

Auch mein letztgenanntes Schauspiel behandelt die religiöse Not, die hier im harten Konflikt zwischen Vater und Sohn sich darstellt.

Ottenhausen bei Neuenburg, Württemberg Christaller

Verschiedenes

In Sachen der Lutherischen Konferenz in Lund. Im Interesse der Wahrheit muß ich gegen einige Aeußerungen, die Herr O. N. Levan in Nr. 39 der Christlichen Welt über die lutherische Konferenz in Lund veröffentlicht hat, protestieren.

Die Worte des Herrn Bischof Billing können niemals als „eine Strafpredigt“ gegen die konfessionellen Lutheraner aufgefaßt werden. So waren sie nicht im geringsten gemeint. Das kann man schon aus den folgenden Worten Levans erkennen. Er schreibt, daß „Billings Ausführungen in das überzeugungsvolle Bekenntnis evangelisch-lutherischen Glaubens, in altkirchlicher Meinung verstanden, ausmündeten.“

Weiter ist es nicht schön, den Herrn Bischof von Scheele zu verdächtigen, als hätte er mit seinem Vorschlag, eine Konferenz im Norden abzuhalten, eine hinterlistige Absicht gehabt. Dieser Gedanke ist eine Beleidigung für Bischof von Scheele und alle Nordländer, welche sich bemüht haben, die Konferenz zu uns zu führen. Vielleicht wird Herr Bischof von Scheele selbst, wenn er von seiner Reise nach Amerika zurückkommt, das ihm zugedachte Doppelspiel zurückweisen.

Es ist auch eine Beleidigung gegen unsere lieben Gäste, die deutschen Theologen und Amtsbrüder, die bei der Konferenz sprachen, von ihnen zu behaupten, „daß sie mit geringerem Verständnis gegen die sogenannte moderne Theologie“ aufgetreten seien als wir Nordländer. Gewiß verstehen die deutschen Theologen, die mitten in dem Toben der Wogen stehen, diese Richtung viel besser als wir, zu denen bisher nur ein schwacher Widerhall dieses Tobens gedrungen ist.

Lund, den 26. Oktober — Kgl. Hofprediger Berggren
Mitglied des Lokalausschusses der Konferenz

Antwort des Herausgebers.

Der verehrte Herr Hofprediger wolle in dem Abdruck seiner Zuschrift einen Beweis von freundwilligem Entgegenkommen sehen. Denn als Berichtigung kann ich sie nicht anerkennen. Wenn unser Herr Berichterstatter von „Strafpredigt“ redete, so ist das offenbar eine pointierte Redeweise, zu der er vielleicht obendrein durch die Handhabung einer fremden Sprache verleitet wurde; die vom Herrn Hofprediger selbst herangezogenen weiteren Worte seines Artikels beweisen ja, daß der lutherische Charakter des Bischofs Billing und seiner Worte von ihm nicht in Zweifel gezogen werden sollten!

Ebenso wenig ist von Herrn Pfarrer Levan dem Bischof von Scheele der sittliche Vorwurf gemacht worden, von dem der zweite Absatz spricht. Denn Jedermann weiß, daß in Schweden dieselbe Schroffheit des Gegensatzes zwischen der streng konfessionellen Richtung und den freieren Theologen nicht besteht, wie in Deutschland. Wenn nun der Herr Bischof seine lutherischen Genossen in Deutschland von dieser Lage hätte einen Gewinn ziehen lassen wollen, als er sie nach Schweden einlud, so wäre darin nur eine edle Absicht zu erkennen.

Der dritte Absatz allerdings lehrt, daß Herr Hofprediger Berggren an der Berechtigung seiner deutschen Parteigenossen, die moderne Theologie schärfer zu bekämpfen als in Schweden geschieht, keinen Zweifel hegt. Aber wenn unser Herr Berichterstatter hierüber anders denkt, so ist das eben ein Unterschied des Urteils, aber für eine sachliche Berichtigung giebt auch dies keinen Raum. R

Zum Insterburger Duell. Am Grabe des beim Insterburger Duell gefallnen Offiziers hat Superintendent Gemmel von Gumbinnen das rechte ernste Wort gesagt. Die Rede ist in Nr. 270 des Reichsboten abgedruckt. Es heißt da u. A.: „Deshalb fragen wir an diesem Grabe unsre christliche Obrigkeit, wie viel Blut noch weiter unnütz vergossen, wie viel Elend noch weiter erst angerichtet werden soll, bis sie des inne wird, daß sie als des wahrhaftigen Gottes Dienerin ein und dieselbe That nicht vorher für geboten erachten und nachher bestrafen darf.“ — Und noch einmal, wie schon vor acht Tagen, fragen wir mit der „deutschen Frau und Mutter eines Jungen, der auch einmal Offizier werden soll“: „Wird dieser entsetzliche Fall die beteiligten Kreise nicht endlich aufrütteln?“ (vgl. Reichsb. ebenda) und bezeichnen als die Kreise, die wir meinen, jene, die sich so gern als die berufenen Hüter von Gottesfurcht, Sitte und Ordnung bekennen. Denn in diesen Kreisen wird die Sünde, die nun wieder so laut zum Himmel schreit, gehegt und gepflegt, allein in diesen. R

Soeben geht uns folgender Beschluß zu:

„Die zur Pfarrvereinszusammenkunft in Hungen am 13. November versammelten evangelischen Pfarrer [des Großherzogtums Hessen] sehen sich infolge des bedauernswerten Duells zu Insterburg von ihrem Gewissen erneut gedrungen, zum Duell Stellung zu nehmen, welches eine Standessünde ist, den religiös-sittlichen Anschauungen des Christentums direkt widerspricht, das Rechtsbewußtsein unseres Volkes zerstört, das Ansehen aller Kreise, welche das Duell rechtfertigen, untergräbt und den Feinden von Staat und Regierung verderbliche Waffen in die Hand gibt.

„Wir fordern den Vorstand des hessischen Pfarrvereins und sämtlicher evangelischen Pfarrvereine Deutschlands auf: 1. diese Erklärung zu übernehmen, 2. an ihren Landes-, Provinzial- und Generalsynoden Anträge zu stellen in der Richtung, daß endlich regierungsseitig mit der Duldung des unchristlichen und rechtswidrigen Duells energisch gebrochen werde.

„Wir bitten die Pfarrvereine als solche zum wirksamen Protest der Anti-Duell-Liga beitreten zu wollen. Wir erwarten, daß die Amtsbrüder bei jeder Gelegenheit, in Predigt, Unterricht, am Grabe von Duellanten und im Privatleben diese Duell-Unsitte nach dem Worte Gottes unerschrocken geißeln.

„Wir hoffen bestimmt, daß alle evangelischen Geistlichen für ihre Person und bei ihren Söhnen, soweit dies möglich ist, die rechte verwerfende Stellung zum Duell einnehmen und einnehmen lassen.

„Wenn der Duellzwang, der einen Christen zum unchristlichen Handeln nötigt, im Offizier-Korps nicht gebrochen wird, werden wir künftig gezwungen alle diejenigen, auf welche wir Einfluß haben, vor dem Eintritt in das aktive Offizier-Korps dringend zu warnen, da dieser Stand ernstes Christentum auf solche Weise gefährdet.“

Zum Burenkriege. Aus deutschen Blättern erfahren wir zu unsrer Freude, daß der Bischof von Rochester drüben in der vordern Reihe derer steht, die den Jammer des Burenkrieges wenigstens mindern möchten. Die anglikanischen Bischöfe haben in großer Zahl eine Versammlung abgehalten und einstimmig eine durch den Bischof von Rochester eingebrachte Resolution angenommen des Inhalts, daß keine finanzielle Rücksicht die Regierung daran hindern dürfe, alle möglichen Maßnahmen zu treffen, um die Verhältnisse in den Flüchtlingslagern zu verbessern. Auch geht uns die Daily News vom 7. November zu; darnach hat derselbe Bischof von Rochester mit dem Kriegsminister Mr. Brodrick über die Konzentrationslager verhandelt, ohne leider auch nur eine einzige bestimmte Zusage zu erhalten. Die Notiz des offenbar sehr wohlgesinnten Blattes beginnt: The bishop of Rochester is a good man, but his public conscience seems easily satisfied (aber sein öffentliches Gewissen scheint leicht befriedigt); auch ist sie überschrieben: Easily satisfied! Hoffentlich hat die Versammlung der Bischöfe nach Lord Rochesters Unterredung mit Mr. Brodrick stattgefunden und nicht vorher; denn freilich nur in diesem Fall würde sie von Wert sein.

Die Nachricht, daß von den englischen Soldaten Frauen und Kinder im Feuer als Deckungsmittel benutzt worden sind — bei Graspan, vgl. Nr. 43, Sp. 1011 f. — wird in der Antwort Steijns auf Kitcheners Proklamation bestätigt. Das englische Kriegsministerium hat diesen Passus unterdrückt.

Vom Rhein her kommt die Anregung, es solle die gesamte evangelische Geistlichkeit Deutschlands das Weihnachtsfest zum Anlaß einer Kundgebung in der Burensache nehmen. Die Idee ist gut; die rechte Instanz, die das in die Hand nehmen müßte, wäre die Leitung der deutschen Pfarrervereine. Kommt Etwas zu stande, so seien unsre Freunde gebeten, Alles dafür zu thun, daß es eine einmütige Kundgebung wird. Man muß dann auch Sonderwünsche an den Wortlaut zurückstellen können. Eine kurze, ernste, herzliche Vorstellung müßte es sein, die an das christliche Gewissen der englischen Geistlichkeit sich wendet. Ja nicht im Tone des im Rheinland jetzt zirkulierenden Protestes, der auch wieder die unglückselige Chamberlain-Rede mit hereinzieht. Es ist für uns Deutsche vollkommen gleichgiltig, was dieser Mensch redet. Uns brennt, wenn wir an England und Südafrika denken, ganz Andres auf der Seele. R

Kleine Mitteilungen. In Nr. 45 ist der bayrische Oberkonsistorialrat Schick wegen seines „Sendschreibens an Harnack“ gerade um seiner Würde willen hart mitgenommen worden. Man legt in Bayern Wert darauf, bekannt werden zu lassen, daß der Herr seit zwei Jahren a. D. ist, und daß auch von streng konfessioneller Seite diese seine Schrift teils nicht ernst genommen, teils bedauert wird.

Sp. 1109 ff. lies „Leonarda.“ R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 2. Dezember 5 Uhr Rosenau: Luther ins Menschliche übersetzt.

Nordhausen. Mittwoch 27. November $^1/_4$ 4 Uhr Hotel Schneegaß: Die Frage der Christologie (Superint. Gallwitz).

Kirchlich-Theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

Dritte öffentliche Jahresversammlung

am Dienstag den 26. November d. J. nachm. 5 Uhr in Berlin, Hôtel Saxonia, Königgrätzerstraße 10
(dicht am Potsdamer Platz)

Tagesordnung:

1. Eröffnung und Jahresbericht des Vorsitzenden D. Scholz.
2. Vortrag des Professors D. Harnack: Aufgaben und Grenzen der Neutestamentlichen Schriftauslegung und der historischen Theologie.
3. Aussprache.

Manchester

Für die sich neubildende Arbeitergemeinde wird zur Unterstützung des Pfarrers ein (womöglich ordinierter) Vikar gesucht. Haupterfordernisse: Herz für soziale Hilfsarbeit, Verständnis für die verschiedenen Formen christlicher Frömmigkeit, gründliche wissenschaftliche Bildung. Gehalt L. 120. Angebote an Pfarrer **Veit, Fallowfield**, Manchester.

Preis: 1 Mark 50 Pfg.

Aufgaben der Gemeindepolitik

(„Vom Gemeinde-Sozialismus")

von

Adolf Damaschke,
Vorsitzender des Bundes der Deutschen Bodenreformer.

Vierte umgearbeitete Auflage.

Neuntes bis zwölftes Tausend.

Verlag von Gustav Fischer in Jena
1901.

Pensionat für nervöse
junge Mädchen gebildeter Stände
im Heimathause des Ev. Diakonievereins **Berlin-Zehlendorf**
(Prof. D Dr. Zimmer)

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Luhns Seifenfabrik — Wasche mit **Luhns** Wasch-Extract. — Barmen

---

PIANINOS von M. 350.— an

HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco**
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Comeniushaus in Cassel

Töchterheim des Ev. Diakonievereins. Wissenschaftliches Pensionat mit Kindergärtnerinnen- und Lehrerinnenseminar

Semesterbeginn Mitte April und Mitte Oktober

Näheres durch die Vorsteherin
Fräulein **Mecke, Cassel**, Cölnische Allee 107

Ronnefeldt's Thee wird allgemein gelobt und weiter empfohlen.

vom 1. bis 24. December in künstlerisch ausgestatteten

Gratis-Weihnachts-Dosen

Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

In herrlicher Märchenpracht erstrahlt ein Weihnachtsbaum mit meinem

Glas-Christbaumschmuck

1 wirkl. geschmackvolles Sort., sehr schön zusammengestellt, enthaltend ca. **320 Stück** bessere, moderne Sachen in bemalter, echt versilberter, glitzernder u. glänzender Ausführung, als: ff. Reflexe, leonisch übersp. Kugeln 7 cm groß; läut Glöckchen, Trompete mit Stimme, Engel mit Frisur und bewegl. Glasflügeln, Fantasiesachen, Eiszapfen, Nüsse, nat. Edelobst, Wunderperlen rc. rc. zum horrend billigen Preis von **M. 5.60** franko. Ferner füge **1 Fischglas mit beweglichen Goldfischen** gratis bei.

E. E. Reinhard in Neuhaus a. Rennweg
in Thür. No. Liefer. fürstl. Höfe.

Obige Kisten wurden aufs Wärmste im red. Teil von „Ueb. Land u. Meer", „Nordd. Allg. Ztg.", „Daheim", „Hambg. N. Nachr.", „Groß-New-Yorker Ztg." rc. empfohlen. Von den vielen 1000 Dankschreiben des Raumes wegen nur 2:

Sendung gut angekommen. Der Baum wird von allen bewundert, habe Ihre Adresse wiederholt aufschreiben müssen. J. Behr.

Die Sachen waren sehr schön und preiswert. Superint. Dreyer.

Voriges Jahr war es mir **unmöglich** alle Aufträge zu erledigen!

Einladung

zum Bezuge der

„Täglichen Rundschau".

Unabhängige Zeitung für nationale Politik.

Morgen- und Abend-Ausgabe.

In den einundzwanzig Jahren ihres Bestandes ist die **„Tägliche Rundschau"** das = **Lieblingsblatt** = der gebildeten nationalen Kreise Deutschlands geworden, und sie hat besonders in der letzten Zeit eine unbestrittene politische Geltung ersten Ranges gewonnen. — Unabhängig nach allen Seiten, vornehm im Ton und sachlich im Urteil, sucht die „Tägliche Rundschau" klärend und sammelnd für die sittlichen Ideale des Deutschtums sowohl als für den Völkerberuf unsrer Nation einzutreten.

An die gebildeten Leser mit eignem Urteil wendet sich die „Tägliche Rundschau", nicht an die führerbedürftige Menge. Aus den Kreisen der Gebildeten ist ihr daher auch in immer steigendem Masse der Lohn geworden, dass sie die „Tägliche Rundschau" als ihr Blatt anerkennen und aus ihren Reihen das Wort von der Rundschaugemeinde hervorgegangen ist.

Bezugspreis: Bei den Postanstalten des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns **vierteljährlich 5 Mk.**; ebenso nimmt die Post monatliche Sonder-Bestellungen zum Preise von je 1 Mk. 67 Pf. an. Bei täglicher Postzusendung unter Streifband durch unsre Geschäftsstelle nach den Orten im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn kostet die „Tägliche Rundschau" wöchentlich 90 Pf., nach dem Ausland 1 Mk. 25 Pf.

Probenummern versendet überallhin kostenfrei die

Geschäftsstelle: Berlin SW. 12, Zimmerstrasse 7/8.

Weihnachtsgeschenke!

Die **armen Handweber Thüringens** offerieren:

Reinleinene Damast-Tischdecken

mit dem eingewebten Kyffhäuser-Denkmal Kaiser Wilhelms des Grossen

Grösse mit geknüpften Fransen 170 × 170 cm

Preis Mk. 10.—

Tischdecken

mit reizender Kante und mit eingewebter Wartburg

mit Fransen 175 cm lang und 150 cm breit

In Reinleinen **Mk. 12.—**, in Halbleinen **Mk. 11.,—**

Altthüringische Tischdecken

mit der Wartburg eingestickt

Grösse 160 × 160 cm. **Preis Mk. 10.—**

Altthüringische Tischdecken

mit Sprüchen eingewebt

Grösse 160 × 160 cm. **Preis Mk. 8.—**

Diese Decken sind aus dem allerbesten Material und in wunderhübschen Farbenstellungen verfertigt, sind ein würdiger Schmuck für jedes Zimmer.

Wir bitten herzlich um gütige Aufträge, gilt es doch, einer notleidenden Arbeiterklasse Arbeit und Brot zu verschaffen.

Thüringer Weber-Verein zu Gotha

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Sammlung ausgewählter kirchen- u. dogmengeschichtlicher Quellenschriften

als Grundlage für Seminarübungen herausgegeben

unter Leitung von

Professor D. G. Krüger

Soeben erschienen:

Zweite Reihe

Erstes Heft:

Die apostolischen Väter

Herausgegeben von

Dr. F. X. Funk

Professor an der Universität Tübingen

8. M. 1.80. Gebunden M. 2.30 und M. 2.80

Zweites Heft:

Ausgewählte Märtyreracten

Herausgegeben von

Lic. Rudolf Knopf

Privatdocent in Marburg

8. M. 2.50

Soeben erschien im Verlage von

Dörffling & Franke in Leipzig

Aus der Gefängnißseelsorge

Erinnerungen aus vierzehnjährigem Gefängnißdienst

von

Reinhold Stade

VIII, 328 S. — Preis 4 Mk.; eleg. geb. 5 Mk.

Inhalt: I. Seelsorge im Allgemeinen. — II. Gefängnißseelsorge im Besondern. — III. Der Eintritt des Gefängnißgeistlichen in sein Amt. — IV. Der Gefängnißgeistliche in der Zelle (Einzelseelsorge): 1. Der erste Besuch; 2. Die weitere seelsorgerliche Arbeit. — V. Der Gefängnißgeistliche als Prediger: 1. Der Hauptgottesdienst; 2. Andachtsstunden; 3. Sonntagslektüre. — VI. Der Gefängnißgeistliche als Casualredner: 1. Beichte und Abendmahl; 2. Beerdigung (Lazareth und Friedhof); 3. Taufe; 4. Confirmation. — VII. Der Gefängnißgeistliche in der Gefängnißschule: 1. Allgemeines; 2. Fortbildungsklasse; 3. Elementarklasse. — VIII. Fürsorge vor und nach der Entlassung: 1. Allgemeines; 2. Unterbringung von Handarbeitern und Handwerkern; 3. Schreibstube; 4. Frauenasyl. — IX. In der Abgangszelle.

„Ein ganz köstliches Buch, das Aufschluß über die schwierigsten Probleme, ja über alles Wissenswerte der Strafanstaltsthätigkeit giebt. Es ist klassisch auf seinem Gebiete.

Reichsbote

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Falke, R., **Buddha, Mohammed, Christus,** ein Vergleich der 3 Persönlichkeiten u. ihrer Relig. 2. Aufl. I. Darstellender Teil: Vergleich der drei Persönlichkeiten. 3 M., geb. 3,60 M. II. Systematischer Teil: Vergleich der 3 Religionen. 3 M., geb. 3,60 M.; beide Bde. zus. geb. 7 M.

Genähr, Miss. Imm., **Die Wirren in China** in neuer Beleuchtung. Ein Salongespräch über die Mission. 30 Pf.

Matter, Prof. A., **Die christliche Lehre.** Aus dem Französischen von P. Holtey-Weber. I. Bd. 4 M., geb. 4,80 M. II. Bd. 4,50 M., geb. 5,40 M.

Storjohann, P. J., **König David.** Sein Leben und seine Psalmen. Autorisierte aus dem Norweg. übertragene deutsche Ausgabe von P. O. Gleiß. I. Bd. 3 M. II. Bd. Mit Anmerkungen oder Erläuterungen 3 M.; beide Bände zus. geb. 7 M. **Ausgabe für Laien** ohne Anmerkungen in einem Bande 3,80 M., geb. 4,50 M.

Soeben ist erschienen:

Neue Grundlegung der Lehre von der Christl. Gewißheit

Von

Dr. **Al. Schwarze**

Preis 3 Mk. 80 Pfg.

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste. Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von

Georg D. W. Callwey, München

Eine köstliche Gabe für Kranke und Leidende bietet **F. Sardemann, Lic. theol.** Pf. am Hess. Diak. Haus zu Kassel in

„Trost im Leiden"

52 bibl. Betrachtungen für Leidende. Preis 1.75, geb. 2.75 M. Blatt-Ausg. (jede Betrachtung einzeln auf 4seitigem Blatt, daher zum Verteilen an Krankenbetten vorzügl. geeignet) 3 Hefte à 60 Pfg. in Leinenmappe 3 Hefte M. 2.40. Bislang erschienen: **1 dänisch-norwegische; 1 ungarische und 1 holländische** Uebersetzung. Die „Fliegenden Blätter a. d. R. H." schreiben. Die vorliegenden Betrachtungen gewähren allen Kranken und Leidenden reichen Trost. Hier wird von einem erfahrenen Seelsorger gesunde Speise dargeboten. Die Leiden werden als von Gott gesendet, als Lehrer des Gebetes, als Prüfungs- und Stärkemittel hingestellt. Wer Kranken-Seelsorge zu betreiben hat, greife zu diesen Blättern.

Ernst Röttgers Verlag, Kassel

Buchdruckerei des „Sonntagsboten aus Kurhessen", 41. Jahrgang und der Frohen Botschaft", 7. Jahrg. Aufl. 59,000

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erschienen:

Quellen zur Geschichte des Papsttums

und des

römischen Katholizismus

Von

D. **Carl Mirbt**

Professor der Kirchengeschichte an der Universität Marburg

Zweite, verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage

Lex. 8. 1901. M. 7.50. Gebunden M. 8.50

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu je eine litterarische Beilage von G. Christaller in Ottenhausen; P. Hoppenrath in Osnabrück; Friedrich Jansa in Leipzig; R. Reich in Basel